

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Barbara Bronnen**

**Leas siebter Brief**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## I

# Licht und Schatten

Der Futon mit der indischen Decke sah wunderschön aus, diese vielen Spiegelchen, aus denen Johannes zu springen schien und die das Licht brachen, Farbkörper, die Übergänge schufen, wechselnd zwischen Bewegung und Ruhe. Ich habe mich oft daran gerieben, daß die DDR ein Land so ohne Farbe war (womit ich nicht die beliebige Buntheit verklären will), grau und ohne Glanz. Es war nicht nur die Armut, kein Inder würde, bei aller Armut, auf Farbe und Spiegelungen verzichten. Die abweisende graue Mauer begrenzte das Drüben und hielt Verstörend-Illusionäres in Schach. Grau schützt vor Phantasien und Träumen. Und durch Spiegel hätte man in Anderland gehen können.

Träume. Utopien. Gesellschaftliche Träume sind Kraft. Träume sind Mut. Träume sind Veränderung. Träume sind Schönheit. Träume sind Bewegung und vertreiben die Zaghait. Manchmal, wenn ich zur Frauenbuchhandlung Unter den Linden gegangen war und dann noch ein paar Schritte mauerwärts, sprang mich auf der von den Vopos gebotenen Distanz die Phantasielosigkeit dieser Staatsgrenze schmerzhaft an. Wenn sie schon sein mußte, warum war sie nicht wenigstens grün, überwuchert von Bäumen, Sträuchern, Efeugirlanden? Warum nicht bunt, verziert mit Graffiti, wie sie im Westen en vogue waren, gar ein Trompe-l'œil des Wirtschaftswunderlands – ich hätte gar zu gern dran gemalt. Bedrückend, dieser Mangel an Phantasie, weil sie es gewohnt waren, uns geringzuschätzen, diese massive Abweisung, diese unverhüllte grabgraue Grausamkeit. Sie verlangten nach Blindheit, Taubheit, sie brauchten es so.

Ich hab einen Horror vor Menschen ohne Phantasie, sie

haben einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und ihre Seele verkauft. O unsere Architekten, unsere Hanswürste von Verwaltern, unsere Staatsmänner, unsere Wiederkäufer von Volkspoeten! Ich war in bezug auf ihre Bilder und ihr Vokabular mehr als empfindlich, diese Sprache von Herren und Meistern, die uns in die Knie zu zwingen versuchten. Bilder-mörder, von unseren Staatsschützern bis runter zum Abschnittskommandanten, in ihrer Verachtung für Schönheit und Phantasie. Ohne Phantasie sind sie nur arme Idioten mit Gesichtern hart wie Stein, Wiederkäufer unserer Langeweile, der Furcht und der Qual endloser Wiederholung.

Der große Zauber von Spiel und Neubeginn lag für mich in dieser Decke, etwas von Lebenskünstlertum so, wie ich es mir vorstellte. Und wenn auch nicht alles, wie ich es mir ausgemalt hatte, eingetroffen ist, so gewann ich doch eine farbige Existenz und spürte, wie lebendig ich werden konnte, weg vom Flüstern und Getuschel in Grau.

Ich zog die Schublade meines Schrankes auf, mit den breiten, langen Fächern für meine Bilder. Ich fand *Die Straßen des Überflusses*, meine Vision des Wirtschaftswunderlands, und stellte das Bild auf die Staffelei. Ein Panorama, 1980 gemalt, als ich noch nicht ahnen konnte, daß meine Farbsehnsucht beinahe über Nacht mit einem Bilderterror, schreiend bunten Plakaten und geisterhaften Leuchtreklamen ohnegleichen belohnt werden würde, ein kollektiver Schock.

Ich blickte das Bild mit nostalgischer Einfühlung an. Eine Argentäuschung, ein Truggebilde, das meine Naivität und meine Hoffnungen zeigte. Nichts von jenem Technicolor-Trümmerhaufen nach einem Bombeneinschlag, diesen optischen Explosionen.

Mein größter Fehler war damals diese Anwesenheit von natürlichem Licht. Mit diesem naiven Licht hatte ich bloß meine Illusionen erleuchtet. Nichts hatte ich von seiner völligen Abwesenheit ahnen können, die ich heute als so quälend, fast tödlich empfinde. Ich pflegte mein Vergnügen an barocker Ekstase, pinselte an ausladenden Marktständen, angefüllt mit herrlichstem Obst, an buntgekleideten

Westlern, die Arm in Arm spazierengingen, an schwarzen Pudeln mit Lodencapes, Mädchen in kurzen leuchtenden Kleidern und Hüten, die mit Luftballons spielten, goldenen Schriften und sieben blauen Bergen, hinter denen die Freiheit tobte, mit tanzenden Damen in Galakleidern, rosa Wassern und einer gedeckten Tafel. Ich war nichts als ein Packesel der Werbung gewesen, eine geschmäcklerische Träumerin, und meine Bemühungen, visionär zu sein, hätten nur Wohlstandsdschungel und immergleiche Miniaturen zur Folge gehabt, romantische Balgereien mit einem niedlichen Kapitalismus ...

Vorsicht, Judith, wenn du das jetzt für dein Triptychon verwendest. Du willst doch hier nicht Wurzeln schlagen. Mach die Augen auf und bleib auf der Hut! Was dir vorschwebt, geht nur mit Grausamkeit im Blick und Ironie. Du bist doch solcher hingepinselten Unverschämtheit noch fähig? Du mußt nicht geliebt werden für das, was du siehst. Die Menschen sollen ein wenig genauer hinschauen lernen, wenn sie deine Bilder betrachten, und überlegen. Vielleicht wird ihnen dann ihr Leben bewußt. Sie dürfen nicht in deinen Bildern ertrinken. Deine Bilder sollen Geschichten erzählen, die auch die ihren sind.

Dann berührte ich leicht mein erstes kleines Selbstporträt, den Akt *Die Nackte*, ein quadratisches Bild, mit goldenem Rahmen, nicht größer als 30 mal 30, und stellte es in mein Bücherregal, mein kleiner Talisman.

Ich blätterte in meinen Skizzen zum Triptychon. Heute sah ich meine Aufgabe darin, ohne malerische Sensationen Vergangenheit und Gegenwart sichtbar zu machen. Ich wollte die Geschichte in meinem Licht zeigen. Im Gegensatz zu meinen Anfängen versuchte ich, dem Malerischen aus dem Weg zu gehen und störrischer in meinen Bildern zu sein. Ich suchte das Heutige, Problematische. Ich kannte mich inzwischen besser.

Das erste Bild meines großen Triptychons hatte ich nach jahrelangen Vorarbeiten vor neun Wochen endlich begonnen. Es war schon fast fertig. *Die rote Fahne* hieß es, ein Bild der Trauer über eine verlorene Utopie, in dem zu-

gleich die Geschichte dieser historischen Hoffnung noch einmal rekapituliert wurde. Die zweite Tafel sollte ein Veererbild werden: das Bild der Veränderung der DDR nach der Wende, ein Schockbild des Wirtschaftswunderlands, ein Geisterbahn-Zerrspiegel aus künstlichem Licht. Ich wollte die Gegenwart darstellen, hindeuten auf das, was aus unseren Hoffnungen geworden ist. Einen Eindruck erzielen, der bis zur Übelkeit gehen sollte, wenn es mir gelang, vergleichbar den ersten Panoramabildern aus der Wende zum 19. Jahrhundert. Damals, so las ich neidvoll in alten Berichten, reagierten empfindsame Damen und zartbesaitete Stutzer mit Schwindel und Erbrechen auf manche Bilder und wurden gar beim Anblick eines Riesen-Panoramagemäldes von Nausea, der Seekrankheit, befallen. Soll man das den eigentlichen Beginn des Medienzeitalters nennen? Was das dritte Bild werden sollte, wußte ich noch nicht. Die Zukunft der DDR, soviel stand fest.

Es hat mich immer eigentümlich berührt, wenn ich meine mißlungenen Bilder betrachtete. Das Dargestellte verlor ich dann rasch aus den Augen, weil mir meine eigene Geschichte, mein eigener Spiegel entgegenglotzte. Es waren dies Bilder, in denen mein Ich in Stücke zersprang, dann wieder zu einem Nixenwesen zusammengefügt wurde, halb Fisch, halb Mensch. Ich konnte die Bruchstellen, wo das Gute an meinen Bildern endete und das Schlechte begann, genau sehen. An meinem Schokoladenseitenbild der BRD, den *Straßen des Überflusses*, konnte ich genau ablesen, wie lang der Weg gewesen war, den ich hatte zurücklegen müssen, bis die ernsthafte Auseinandersetzung begann. Da war nichts wegzuwischen und nichts zu über-tünchen, da war nur daraus zu lernen.

Ich ging in die kleine Küche und machte mir ein Brot. Nicht einmal ein richtig gutes Messer hatte ich, aber das störte mich nicht. Meine Art zu essen ist immer noch spartanisch, und was Kochen betrifft, habe ich nicht viel dazugelernt. Johannes zog mich oft damit auf. Auch mit meinem Heißhunger auf Bananen – oft verschlang ich ein ganzes Bund.

Ich empfand es als wohltuend, an Johannes zu denken, an den Johannes von damals, als wir uns kennenlernten. Inzwischen hatte sich ja einiges verändert, auch in unserer Beziehung zueinander. Dennoch gab es mir immer noch eine gewisse Sicherheit, wenn ich an ihn dachte.

Johannes und meine Bilder, Johannes und meine Decke, Johannes und meine Bananen ...

Immer noch war jede Einzelheit, die mit ihm in Verbindung stand, von Bedeutung. Aber er durfte keine Oberhand gewinnen. Ich mußte mein Leben führen, und das allein. Nach vorn blicken. Es genügte, daß er da war und mich begleitete. Stufenweise würde ich eindringen in die Wirklichkeit dieses immer noch neuen Lebens.

Doch auf geordnetem Fundament. Also noch einmal zurück. Manchmal brauchte ich die Bilder von früher, um neue daraus zu machen ... Draußen ein Geräusch, Schritte, ein Knacken der Äste.

Vorbei. Der Anfang unserer Geschichte war wie abgeschnitten. Alles war wieder da: meine Angst, diese Bedrohung, meine Furcht und mein Schrecken. Seit zwei Tagen hatte ich das Gefühl, daß ich beobachtet wurde. Oder wie hieß das richtig? *Observiert*.

Ich atmete tief durch und trat zum Fenster. Da stand sie wieder, die fremde Frau. Hatte den schmalen Weg betreten, der durch den Garten führte, und starrte unverwandt auf mein kleines Hexenhaus. Sie hatte es auf mich abgesehen, aber wieso? Was wollte sie? Eine Räuberin? Alles, was ich bislang dazu gedacht hatte, ergab keinen Sinn.

Mit der Angst war es etwas anderes. Früher hatte ich solche Ängste nicht. Doch seit ich hier bin, haben sie mich begleitet. Angst vor der Arbeitslosigkeit. Angst, keine Wohnung zu finden. Angst, mit anderen verglichen zu werden. Angst, kein Bild mehr zustande zu bringen. Angst vor dem Desinteresse. Angst vor den Galeristen. Angst vor der Ablehnung. Angst vor der Mieterhöhung. Angst vor Kollegen. Und nun dies. Es war keine angenehme Vorstellung, den Rest meines Lebens mit Ängsten verbringen zu müssen.

Ich saß in meinem Atelier, nennen wir es besser Arbeits-

raum. Ateliers sind hier nicht nur unerschwinglich, es gibt sie kaum. Vielleicht 24 Quadratmeter, nicht groß genug. Zwei Balkontüren an zwei Seiten, westliches und östliches Licht. Oberlicht. Eine Bücherwand mit ein paar Fachbüchern, Kunstgeschichten, meine schöne Brecht-Ausgabe vom Aufbau-Verlag. Die dicken blauen Bände MEW, mein Marx-Engels, Volksausgabe 1964, mit roten Zettelchen gespickt (auf der Suche nach Marx-Sprüchen als Motti für meine Bilder). Was immer über den Sozialismus zu sagen ist: so schnell wie man heute glaubt, ist er nicht zu begraben. Mir steht er immer noch näher als der Kapitalismus, so wie Liebe schöner ist als Ehe, so ist das nun mal mit Utopien. Meine alte, fast schon zerschlossene rote Fahne, an der ich hänge. Erinnerung an meinen Vater, dem ich sie abgebetelt hatte, als ich rüberging in den Westen. Symbol meiner Vergangenheit, dieses Antifa-Requisit, Teil meiner Geschichte. Mein Maskottchen, das ich von Wohnung zu Wohnung mitgeschleppt hatte, das Zeichen meiner Hoffnung auf bessere Zeiten. Das sentimentale Sinnbild meiner Liebe, mein Arbeitsmotiv, mein Protest, Abbild meiner Unbehaustheit und Nach-vorn-Bewegung. Ziemlich viele Bedeutungen für so einen alten roten Fetzen, und jede gleich wichtig für mich. Wenn ich lange genug draufschaute, löste das monochrome Rot sich auf in einem Wirbel von Bildern, die einander überlappten, überschnitten und ablösten.

Das ernsthafte Bild Brechts mit der kleinen Nickelbrille. Ein Stoffpüppchen aus der SU, mit langem flachsblondem Haar und niedlichem Gesicht, mit weitem Rock und bunten Borten, einem kleinen blauweiß getupften Halstuch und roten Stiefelchen an den Füßen. Das hat mir Johannes mitgebracht, als ich hier vor sechs Monaten einzog. Vor zwanzig Jahren habe er das in Moskau erstanden (du meine Güte, da war ich gerade mal elf!). Er habe es immer bei sich in der Wohnung gehabt, sagte er. Aber dann, als ich nach München kam, hat er sich's vom Herzen gerissen, um es mir zu schenken. Daneben mein allererstes Bild, das je in einer Ausstellung war, ein kleiner Akt, ein Aquarell, das

er mir hatte rahmen lassen und das immer über meinem Arbeitstisch hing, Erinnerung an meinen Anfang. Dieser sündteure Futon, er hatte 4000 Mark gekostet, das Einstandsgeschenk von Johannes, mein einziger Luxusgegenstand. Sonst nur meine Bilder, an den Wänden aufgehängt oder gestapelt, ein Bündel mit Briefen von Johannes, meine Skizzenmappe, meine Psychologiehefte, beschwert vom rot eingefärbten Stein, auch ein Geschenk von Johannes.

Ich setzte mich an meinen Arbeitstisch, eine große rohe Holzplatte mit zwei Böcken, neu, aber bereits gezeichnet von Farbspritzern und Ölflecken. Vor mir das Glas mit den Pinseln. Liebevoll berührte ich mit den Fingerspitzen meinen sibirischen Rotmarderpinsel, vom Munde abgespart auf meiner ersten Reise in die SU. Heute wäre er nicht zu bezahlen. Meine Arbeit beginnt stets mit einer zärtlichen Berührung dieses Pinsels.

Meine großen Pinsel mit zum Teil selbstgeschnitzten Schäften und mein kostbarer japanischer Pinsel lagen auf einem großen, fleckigen Nudelbrett neben meinen Ölfarbenkübeln und dem Topf mit Leinöl. Ich mag es nicht, wenn die Ruhe meines Arbeitsraumes durch irgend etwas gestört wird.

Ein Bagger auf der nahen Hauptverkehrsstraße brachte meine Gläser zum Klirren, und ich ging zum Bücherbrett, um ein Glas zurückzuschieben. Dabei stolperte ich über mein Epidiaskop, ein riesiges schweres Ding. Ein Klotz von Projektor mit Papiervorlage, den per Frachtgut aufzugeben mich ein Heidengeld gekostet hatte. Eine überdies überflüssige Aktion, dieses veraltete, verrostete Ding mitzuschleppen, kein Maler hier arbeitete mehr mit einem solchen Koloß. Über den Zementfußboden hatte ich billiges Linoleum gelegt, damit ich nicht für Farbspritzer haftbar gemacht werden konnte. Auch meine farbigen öligen Fetzen stapelte ich in einem Korb. Ich richtete den Strahler der Tageslichtlampe auf meine Arbeit und sog den Geruch der Farbe ein, zusammen mit meinem Moschus, einem kleinen Fläschchen, soeben erstanden. Türen und Wände hatte ich weiß gestrichen.

Es war ein quadratisches, einfaches Zimmer in einer Art Hinterhaus zu einer aufgelassenen kleinen Arzneimittelfabrik, vielleicht ein Vorarbeiterhaus aus der Gründerzeit, das nicht abgerissen werden durfte. Es gehörte einem Freund von Johannes, den er dazu überredet hatte, mir dieses Häuschen gegen geringe Miete zu überlassen, außerdem hatte es zwei große Oberlichter, das hatte meine Einwände besiegt. Mir war das Hinterhaus, obwohl es mitten in Nordschwabing lag, rundum zu einsam und zu verkommen erschienen, der Park darum verwildert und teils voll Gestrüpp, ein bißchen unheimlich das Ganze.

Im Badezimmer, das an eine winzige Küche angrenzte – beides hatte Johannes einrichten lassen –, wusch ich meine Hände, ging ins Arbeitszimmer zurück und schob den naturfarbenen Rupfenvorhang am Fenster beiseite, so ungefähr das Billigste, was ich auftreiben konnte. Da stand immer noch diese Unbekannte, eine schwarzgekleidete Frau, im spärlichen Licht der entfernten Straßenlampe, und blickte unverwandt auf mein Haus. Nun schon den dritten Tag zwang sie mich, meine Aufmerksamkeit auf sie zu richten, nur durch ihre Anwesenheit. Ich sah sie durch die Zweige meiner geliebten Pendula, einem gekrümmten, sich dem Boden zuneigenden Baum, der nahe bei meinem Fenster stand. Unter diesem Baum hatte mich Johannes im August geliebt.

Draußen schneite es leicht. Die Äste der Pendula, die das Fenster streiften und die ich, wenn ich aus der Tür zum Garten hinaustrat, beiseite schieben mußte, glänzten schwarz, überhaucht von einem weißen Schimmer. Verwischte Schatten, und dahinter diese verzerrte Person, ein Lichtsäbel schnitt ihr das Kinn weg, während irgendwelche Funkeldinger an Ohren und Brust explodierten. Eine Frau, die fragend hereinstarrte und an ihren blonden Locken zerrte. Die Anwesenheit der Unbekannten da draußen machte mich verrückt. Der Wunsch, Johannes anzurufen, wurde fast übermächtig.

Vielleicht war ich ja selbst plemplem und sah nichts als meine eigene Visage, die zurückstierte, wenn ich durchs

Fenster hinausstarrte. Schließlich war es mein Gesicht gewesen, das mich auf die Malerei gebracht hatte, ein wirklich unregelmäßiges, sich ständig änderndes Gesicht, und wenn ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen hatte, sah es fast asymmetrisch aus. Ein in letzter Zeit zu rundes Gesicht noch dazu, wie meine Figur, das häufige Essen-gehen mit Johannes, der Rotwein, die viele Arbeit, die zwei Berufe, die Jagd nach dem Geld – und etwas anderes, das fein an mir zu nagen begonnen hatte und das ich nicht Enttäuschung nennen wollte. Aber in meinen Bildern schien es schon durch, und ich hatte den Verdacht, daß es nicht nur mit diesem Land, sondern auch mit Johannes zu tun hatte.

Ausgerechnet Bananen. Ich legte die Schale auf den Boden. Für mich waren sie wichtig. Sie waren praktisch, schmeckten gut, ohne Mühe immer gleich eine richtige Mahlzeit. Und ohne sie wäre nie mein Bananen-Zyklus entstanden.

Entweder ich konzentrierte mich jetzt auf die Arbeit, oder ich brauchte gar nicht erst anfangen. Wenn ich malen wollte, mußte ich den Kopf frei haben. Ich versuchte, mich mit aller Kraft auf das Bild zu konzentrieren, doch wieder erschien Johannes vor mir.

Vielleicht half es, wenn ich mich meinen Erinnerungen ohne Skrupel überließ. Ich nahm einen meiner Skizzenblöcke. Ich bin eine Phasenarbeiterin, die manchmal wie im Rausch einen Entwurf nach dem anderen produziert, manchmal auch ein Bild. Hier sammelte ich meine Skizzen, Tagebuchblätter, stark reduzierte Zeichnungen, Ideen, Notizen zum Tage, Zeitungsausschnitte, Briefe.

Leinölflecke zierten eine Seite mit einem flüchtig hingeworfenen Frauenbein. Darüber stand: *Meine letzte Ausstellung in der DDR*. Damit hatte alles begonnen. Mein Gedächtnis hat seinen eigenen Skizzenblock, viel bunter, als ich je würde malen können, voll Farben, die es im Spektrum nicht gibt. Meine Bilder sind immer nur die halbe Geschichte.

Wie eigentlich kam es, daß ich hier gelandet bin?

Meine letzte Ausstellung in der DDR. Diese Überschrift hatte ich später hinzugefügt.

Es war an einem Sommerabend im Jahr 1988 in Berlin. Meine zweite Ausstellung im Palast der Republik. Nicht im großen Rundgang neben Sitte oder Tübke. Leider nicht. Ich war zusammen mit ein paar anderen jungen Künstlern »ins Kollektiv« gehängt worden, aber dafür gleich unten im Foyer, wo naturgemäß viel Betrieb war, vor allem sonntags, wenn das Volk auf Kultur machte.

Es war wie immer, Freunde, Interessierte, meine Eltern, ein paar Funktionäre, ein paar Malerkollegen, mein alter Lehrer Sabrinski von der Kunsthochschule. Sven Schoofs, der Schriftsteller und Grenzgänger, führte mich in einer kleinen Rede als »junge Schwester Mattheuers« ein.

Eben nicht, dachte ich ärgerlich. Man wollte mich ausstopfen, mein Werk eingliedern in seinen parodistischen *Jahrhundertschritt*. Nicht einen einzigen kostbaren Rotmarder-Pinselstrich hätte ich auf ein ausschreitendes muskulöses Männerbein verschwendet. Für mich wäre es immer der Schritt einer Frau gewesen, leicht und gewaltlos, doch unbeirrbar und fest.

Frank Voss umschlich mich vorsichtig, ein dünnes Hemd, Kettenraucher, einer von diesen Kunstschmarotzern aus Westberlin, der die Ostkünstler aufkaufen und ausschachten wollte und sich als Wohltäter aufspielte. Dabei würde ich, wenn er überhaupt interessiert war, am allerwenigsten profitieren; denn der Staat rechnete stur nach Quadratmetern ab. Mein größtes Bild war demnach höchstens 800 Mark wert, und davon würde der Staat obendrein noch die Hälfte behalten.

Jung wie ich damals war, noch keine dreiundzwanzig, empfand ich Westleute eher als störend, war aber doch geschmeichelt, daß er mein Werk »interessant« fand. Während ich mit ihm sprach, sah ich ständig über seine Schulter. Gegen meinen Willen suche ich immer nach einem Bild, mache Ausschnitte, mische die Farben, um irgendeine Schattierung, die mich anzieht, zu erreichen.

»Wir sollten in Verbindung bleiben«, sagte Voss.